

Weltleid in Himmelslicht.

Der November, immer ein schwermütiger Monat, ist dieses Mal trauriger als je. Nie hat er der Welt einen Allerseelentag gebracht wie im dritten Jahre des größten Krieges. Nach tausendmal Tausenden zählen, die das grauenhafte Verhängnis aus blühendem Leben weggerissen hat; kaum noch eine Familie der kriegsführenden Länder gibt es, die nicht um ferne Gräber weinen mußte. Und ist die Novemberlandschaft wüst, tot wie jedes Mal, ihr Himmel trüb, nebelig wie alle Jahre, so gab es doch nie einen Spätherbst mit so weithin aufgewühlten Fluren, in Splitter geschossenen Wäldern, jammervoll verwüsteten Dörfern und Städten. Nie grämten sich so viele, viele leidübervolle Seelen. Fragen steigen auf, grüblerische wie noch in keinem Totenmonat: Was sollen wir denken von dieser Welt, von dieser Weltordnung?

Es ist gut, daß der November schon mit seinem ersten Tag eine Antwort auf solche Fragen bringt. Das Allerheiligenfest trägt unsere Herzen in den Himmel auf. „Ich sah eine große Schar, die niemand zählen konnte, aus allen Völkern, vor dem Throne stehen.“ „O wie herrlich ist das Reich, wo mit Christus alle Heiligen sich freuen und im Feiergewande dem Lamm folgen, wohin immer es geht.“ So klingt es in den kirchlichen Festgesängen.

Man kann das Weltleid von innen und unten her sehen, von der Erde her, wo es wohnt und peinigt; das Allerheiligenfest sieht es von außen und oben her, aus der Himmelschau. Man kann das Erdenleid mit der Erdenfreude vergleichen und auf Grund dieses Vergleiches fragen, ob man die Weltordnung gut nennen solle; der Allerheiligentag stellt dem Erdenleid nicht die bloße Erdenfreude gegenüber, sondern er nimmt den Himmel dazu und glaubt, daß er erst so die Weltgüte gerecht zu beurteilen vermöge.

Zwar gestattet, wie die Theologie, so schon die Philosophie nicht ohne weiteres, die Welt als ein Übel, eine Mißgeburt, ein schadenfrohes Ungetüm zu verklagen, auch dann nicht, wenn man vom Himmel absieht. Die Philosophie hat dem Pessimismus, obwohl er bereits im Altertum und dann immer wieder vereinzelte Prediger fand, beharrlich widersprochen.

Was man dabei den Pessimisten von jeher entgegengehalten hat, gilt auch jetzt, im tiefen Leid des Völkerkrieges. Die Alten warnten davor, das Urteil über die Welt an den einseitigen Blick auf ihre Übel zu fetten. Die Welt ist ein Nebeneinander von Freude und Schmerz, Gut und Böse; obwohl es dem in Schmerz Versenkten fast bis zur Unmöglichkeit schwer sein kann, an anderes als an seinen Schmerz zu denken, darf er, damit er wahr bleibe, Wohlfsein und Lust doch nicht leugnen. Vor dem Krieg war langer, gesegneter Friede; neben dem Krieg bei uns wohnt noch der Friede bei andern; ja unter uns beharrt neben dem Kriegsleid Freude, Liebe zum Dasein und Leben, und noch immer halten die Menschen, mit geringen Ausnahmen, Sein und Leben für hohe Werte.

Die Modernen, an den Entwicklungsgeanken gewöhnt, weisen öfter auf das Nacheinander von Böse und Gut. Das Übel dient dem Guten; tiefes Übel dient hohem Guten. Der modernen Philosophie gilt die Geschichte der Einzelnen wie der Völker als vorwärtsdrängendes Leben; was aber dieses mächtig weiterrreibt und zur Anspannung aller Kräfte spornt, ist die Not, der Schmerz.

Wir müssen solche in Jahrhunderten gereifte Urteile nicht gering schätzen. Da niemand ein Wegdisputieren wirklichen Übels oder einen unwahren Optimismus von uns verlangt, sollen wir auch den Wohlthaten des Daseins nie das Auge verschließen. Wir sollen nicht vergessen, daß wir zum Urteil über die Weltgüte nie unfähiger sind, als wenn wir leiden. Mögen immerhin haltlose Philosopheme über die Welt als die beste aller möglichen, über die Lust als Zweck und einzigen Sinn des Lebens, über Paradieses Zukünfte der Erdenkultur, mögen viele andere Träume und Torheiten in ihr Nichts zusammenbrechen, sobald mit bitterer Wirklichkeit das Leid über uns kommt; aber unsere Weltbetrachtung bleibe wahrhaft und gerecht.

Eines freilich ist zu beachten. Sehr viele, die in ihren Bilanzen über Wohl und Wehe des Lebens dem Wohl das Übergewicht zugestehen, zählen bei den Lebensgütern eines mit, das nicht rein diesseitig ist: die Hoffnung auf den Himmel. Zerstörte man ihnen die Hoffnung, so wöge ihnen Trauer, ja Verzweiflung vor; sie vermöchten das Leben nicht mehr für lebens-, geschweige denn das Leiden für leidendwert zu halten. Und das sind nicht die Oberflächlichen, die in Äußerlichkeit Zerstreuten, die in Niederes Verfrickten, sondern die Tiefen, die Innerlichen, die Besten.

Damit stehen wir aber wieder mitten im Allerheiligengedanken, im Glauben an die jenseitige Vollendung, wie sie schon die natürliche Vernunft

fordern muß, an den übernatürlichen Himmel, wie ihn über alles Ahnen der Natur hinaus die Offenbarung verspricht.

1. Nimmt das Übel nach philosophischer Ansicht in jedem Fall eine dienende Stellung ein, weil es zum Guten helfen soll oder eine Nebenerscheinung des Guten ist, verliert es vollends im Himmelslichte den letzten Schein eines Herrschaftsanspruches auf uns. Das ist das erste, wahrlich schon etwas Großes, was uns der Himmel vom Leiden lehrt: es hat in unserem Leben keine herrschende, keine zielhafte Bedeutung.

Denn der Himmel erhebt den Anspruch, unser einziges inneres Ziel zu sein. Der Mensch ist auf Erden, sagt der Katechismus, um Gott zu erkennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen und dadurch in den Himmel zu kommen. Wozu hat Gott uns erschaffen? Für ein reines, schattenloses Glück. Lasset uns den Menschen machen, daß er nach unserm Bild und Gleichnis ein vollkommen seliges Wesen werde! Unser Schöpfer ist weise und heilig. Da das allerletzte Ziel seines Außentwirkens er selbst, von Natur und Wesen der erste und der letzte, sein muß, da aber kein Werk recht den Meister lobt und kein Vernunftwesen ihn recht liebt außer den Vollendeten des Himmels, kann das Warum der Schöpfung nur der Himmel sein. Zudem ist unser Schöpfer gut und treu. Seine Absicht geht auf Krönen, Seligmachen. Wozu brennt in uns das Licht der Erkenntnis? Damit es einmal das Schönste erleuchte. Wozu pochst du, pochst immerzu, unruhiges Herz? Der höchsten Liebe entgegen.

Wenn es denn also doch Weh und Leid gibt, so ist es nicht Ziel. Nimmermehr fürs Leid sind wir erschaffen. So wenig ist Leid der Sinn unseres Seins, daß Gott, hätte er nichts anderes als diese novemberdüstere Erde zu verschenken gehabt, uns nicht erschaffen hätte; ja er hätte unsere Seelen, die Mangelhaftes verachten, alle Grenzen überflogen, über jede Höhe hinaus das Höchste ersehnen, gar nicht erschaffen können. Unseres Schöpfers Ziel ist die Seligkeit, bei allem die eine, auch beim Übel die Seligkeit.

So sinkt aber das Leid mit einem Male von aller scheinbaren Herrscherstellung zur Dienerstellung herab. Es ist Mittel, Werkzeug, Weg, Durchgang, nichts anderes. Mein Weh, und wäre es das grausamste, ist mein Knecht. Es soll mich, ehe ich sterbe, vollenden, damit an die Erdenvollendung die Himmelsvollendung anknüpfen könne. Das Leid trägt keine Krone in Gottes Welt; aber wir sollen die Kronen der Leidbewährung tragen.

Ist aber das Leid nichts Übermächtiges, kein Tyrann, der uns wider unsern Willen unter seine Füße treten könnte, so brauchen wir es nicht zu fürchten, nicht zu hassen. Wir können, sogar wir sollen es schätzen, sogar es lieben. Es würde uns etwas mangeln, falls wir diesen Diensthoten nicht hätten. Ohne Prüfung wartete unser bloß eine geschenkte, eine kaum ehrenreiche Seligkeit; ohne sie böten wir Gott nur eine selbstverständliche, um eine hohe Ehre Gottes ärmere Liebe. Mag ein friedlich zwischen Blumen und sanften Weiden fließender Bach in der Ebene schön sein; aber die Schönheiten der hindernisübertosenden, durch Unmöglichkeiten sich einen Weg brechenden, prächtig in Abgründe sich stürzenden Bergwildbäche hat er nicht. Mag ein elektrischer Strom immer eine edle Naturkraft sein; aber soll er Licht spenden, braucht er Widerstand. So muß, damit unser Himmelsglück einen bestimmten, einzigartigen Glanz erhalte, unser Knecht, das Leid, uns Widerstände in den Weg wälzen. Er ist uns unentbehrlich, dieser böse, gute Knecht.

Beda der Ehrwürdige meint im Allerheiligenbrevier, unter den Blumen, mit denen die Seligen sich kränzen, dürfen neben den weißen Lilien die leidensprossenen purpurnen Rosen nicht fehlen. Die Heiligen sind glorreich durch das Kreuz wie ihr gekreuzigter, verhöhneter, getöteter König. „Je starkmütiger ihr Bekenntnis, desto glänzender ist es an Ehren; da der Kampf wuchs, wuchs auch der Ruhm der Kämpfer, und den Triumph des Martyriums ziert die Mannigfaltigkeit der Leiden; durch die schwereren Qualen wurden auch schwerer die Preisgeschenke.“

Allzuoft vergessen wir unserer fürstlichen Würde dem Leid gegenüber; nur darum klagen wir so viel. Sonst beschwert sich niemand, weil er ein zahlreiches, emsiges Gesinde, weil er eine Menge sehr tauglicher Werkzeuge hat; es müßte denn ein schwacher Mann, ein engsinniger, ein träger Mann sein. O, prägen wir uns tief die königliche Überzeugung ein: Das Leid dient, ich bin Herr.

2. Der Beruf steht, wie an Zielbedeutung, so in sich, durch Gehalt, Kraft und Wirkung über dem Weg zum Beruf, der Zweck über dem Mittel. Der hl. Paulus lehrt, daß auch das reine, schattenlose Glück, das uns Beruf und Ziel ist, die Not unserer Prüfung weit hinter sich läßt. Der Himmel erhöht und beglückt mehr, als je die Erde niederdrückt und peinigt. „Das Leichte unserer Trübsal“ schafft uns ein „überschwengliches Gewicht der Herrlichkeit“ (2 Kor. 4, 17). „Ich halte dafür, daß die Leiden dieser Zeit nicht zu vergleichen sind mit der zukünftigen Herrlichkeit,

die an uns offenbar werden wird" — *οὐκ ἄξια τὰ παθήματα*, sie wiegen nicht (Röm. 8, 18).

Irdische Mächte haben nie so viel Kraft, uns ganz und gar dem Übel zu überantworten. Sie können uns quälen, daß wir dem Leibe nach sterben, aber doch eben nur dem Leibe nach. Sie können Nerv um Nerv, Seelenfalte um Seelenfalte mit unerträglichem Schmerz füllen; aber es bleibt Hoffnung. Sie erobern den Menschen nie ganz; irgendwo, wenn auch verborgen in der Tiefe, stoßen sie auf unveräußerlichen Besitz. Die Beseeligungsmächte jenseits des Grabes sind stärker. Sie dringen wonnig durch und durch; sie lassen an Seele und Leib nichts unverklärt; sie wandeln in Sonnen die geringsten der Bewährten. „Gott wird alle Tränen von ihren Augen trocknen . . . Das Frühere ist dahingegangen . . . Schreibe, denn das sind gewisse und wahre Worte“ (Offb. 21, 4 f.).

Irdische Mächte können gegen unsern Willen uns nur irdisches Gut rauben, nur irdisches Böse zufügen. Gewiß haben sie damit der Folterkraft übergenug. Wer ermüdet die Sturmfluten von Weh, die wieder über Mitmenschen dahin, durch Brüder hindurch geraust sind, wenn es im Generalstabsbericht mit wenig Worten heißt: Unsere Truppen stehen in schwerem, hartem Kampfe hier und dort?

Dennoch, der Belohnner Himmel ist größer als alle Folterer. An die Seele, die überwunden hat, rührt der allmächtige Finger Gottes, erheißt und erweitert sie, daß sie fähig werde, göttliches Glück zu tragen. Die übernatürliche Seele erhebt er zu übernatürlicher Teilnahme an der Seligkeit Gottes. „Kein Menschenherz hat geahnt, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben“ (1 Kor. 2, 9). „Wir werden ihm ähnlich sein, weil wir ihn schauen, wie er ist“ (1 Joh. 3, 2); wir essen dann von Gottes Speise und trinken Gottes Trank. Da wir mit der ewigen Schönheit Auge in Auge Umgang pflegen, sind wir gefesselt, bezaubert, überwältigt vor Wohlgefallen und Freude, und die ewige Wonne Gottes selber strömt hinüber in unser Herz, sie strömt und wogt, so viel nur ein geschaffenes Herz die Unendlichkeit fassen kann.

Gott schenkt uns außer sich selbst seine ganze große Schöpfung. Die Milchstraße verbirgt den Seligen kein fernes Geheimnis mehr, und auch die Wunder der Kleinwelt tun sich schleierlos auf. Ein Ort im besondern ist uns als Heimat bereitet. Wie schön muß er sein, da wir schon an Orten der Verbannung oft rufen: Hier ist der Himmel, hier laßt uns Hütten bauen! Gott schenkt uns alle seine seligen Kinder zu Freunden, zu Ge-

schwiftern. Da finden wir alles, was edel und gut war seit dem Morgen der Schöpfung; da grüßen wir die großen Geister und Herzen der Geschichte, alle, zu denen wir je mit Verehrung und Liebe aufgeblickt haben. Ob die Ewigkeit lang genug ist für das viele, immer neue, was wir mit ihnen sprechen und tun wollen? Unsere Lieben finden wir wieder. „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn.“

Gott schenkt uns uns selber, und zwar neugeschaffen. In der Erkenntnis kein Irrtum mehr, im Willen nicht mehr das traurige Schwanken zwischen rechts und links, gut und böse; unablenkbar die Richtung zum Licht, unlöslich die freudetrunkene Vermählung mit der Heiligkeit Gottes. Und der Leib? Diese armen Flüchtlingsleichen aus dem Weltkrieg, diese verhungerten, von namenlosem Jammer getöteten Greise, Frauen und Kinder, die den Raben zur Weide an fremden Straßen liegen? Christus „wird unsern niedrigen Leib neugeschaffen, daß er gleichgestaltet sei seinem herrlichen Leibe“ (Phil. 3, 21). Wie Jesus am Ostermorgen, so werden sie sein. „Christus, von den Toten erstanden, stirbt nicht mehr“ (Röm. 6, 9). Die Hingesunkenen werden die Bande der unverklärten Naturgesetze brechen wie er; die Begrabenen werden wie Geister das Verschllossene durchschweben wie er; die Todgezeichneten werden in Schönheit glänzen wie er. „Die Gerechten werden leuchten wie die Sonne im Reich ihres Vaters“ (Matth. 13, 43).

Im Himmel sind alle Fragen beantwortet. Die irdische Sehnsucht ist zur Ruhe gegangen. Das maßlose Menschenherz könnte nichts weiter an Seligkeit aufnehmen. Klein wie der kaum noch sichtbare Erdenplanet liegt das Leid in verschwimmender Ferne.

3. Der hl. Paulus kennt noch einen andern, sehr wichtigen Vergleichsgrund: er stellt dem „Augenblicklichen“ unserer Bedrängnis die Ewigkeit der kommenden Verklärung gegenüber (2. Kor. 4, 17). „Ich glaube an das ewige Leben.“ Hier tritt die Kleinheit des Leides in ganz helles Licht. Das Leid ist zeitlich, der Himmel ist ewig.

Die Ewigkeit macht die Himmelsfreude voll. Weil sie der Erde fehlt, ist alle Erdenfreude wie ein Apfel mit einem Wurm. Wenn die Ewigkeit auch dem Himmel fehlte, hätte es wenig, daß er lange, lange dauerte: die Seligen dächten zuweilen bang an das Ende.

Die Ewigkeit hat kein Ende. Keine Nacht beschließt ihren Tag, kein Winter löst ihren Sommer, kein Tod ihr Leben ab. Sie ist Dauer schlechthin. Sie enthält grenzenlos viel Augenblicke, nur einen nicht: den letzten.

Unser Leid aber hat ein Ende. In seine Nacht bricht ein Tag, seinen Winter sprengt ein Frühling, aus seinem Tode steht ein Leben auf. Ein Augenblick, der letzte, bringt die Erlösung; wenn das Leid heftig wüthet, kommt er schneller.

Wir gehen einen üblen Weg; aber schon sehen wir die Thürme der Gottesstadt glänzen. Es ist eine polternde, rauchende Fahrt durch einen Tunnel; aber schon grüßt ein Lichtschimmer. Wir warten wie arme Kinder zitternd in der Kälte; aber bald geht das Thor auf, und drinnen ist's warm. Heute ist Karfreitag, aber übermorgen ist Ostern.

Die Ewigkeit ist unermesslich. An ihr versagen alle unsere Maße: der Tag oder das Jahr oder die Jahrtausende und alle Zusammenfügungen oder Vervielfältigungen dieser Maße. Mögen wir in ungeheuerlichen Formeln die Maße häufen: nie ergreifen wir die Ewigkeit.

Wievielmals kleiner ist also die Dauer des Leids als die Ewigkeit? Unendlichmal; sie ist, mit der Dauer des Himmels verglichen, unendlich klein. Kein Engel, auch wenn er an einer Zahl spräche oder schriebe vom Anfang der Welt an bis zum jüngsten Tag, kann uns sagen und keiner schreiben, wie winzig kurz unsere Erdennot vor unserer ewigen Zukunft steht. Ein Gramen, um eine Lebensstellung zu erobern, eine Operation, um Jahre der Gesundheit zu retten, der Augenblick, wo wir durch ein Thor in einen glänzenden Palast treten — alle Bilder versagen; denn sie enthalten nur das Verhältnis von Endlich zu Endlich. Wie viele Sekunden währt unser Schmerz? Sie können wir zählen. Aber wenn wir auf jede Schmerzsekunde eine Seligkeitsjahrillion legen, haben wir dann die Ewigkeit ausgeschöpft?

Die Ewigkeit ist etwas, wovon stets etwas übrig bleibt — so können wir nach einem alten Unendlichkeitsbegriff sagen. Wir mögen im Himmel uns schon über alle Vorstellungen lange gefreut haben, noch immer steht die Ewigkeit vor uns. Was wir durchlebt haben, war endlich, messbar; die Ewigkeit selber haben wir nicht angetastet. In einen unvergänglichen Tag der Wonne blicken wir; stets unumwölkt wie in der ersten Stunde winkt uns das ewige Licht. Jedes Ende einer Freude ist nur wieder ein Anfang; das letzte Ende kennt Enden nur zu Anfängen; Gewißheit ruht im seligen Herzen: Auf immer daheim!

Von unserer Erdenpein dagegen ist bald nichts mehr übrig. Sie wird sich austoben, oder wir werden sie niederkämpfen, oder der Strom des Lebens führt sie weg. Im ärgsten Fall endet sie der Tod. Dann ruhen die Kämpfer: ihr Weh ist gewesen!

Nie tief genug fassen wir die unaßliche Kleinheit unseres Erdenleids vor der unaßlichen Größe der Ewigkeit. Wohl entspricht es der Menschen- schwäche, in den starken Eindrücken des schmerzenden Augenblicks unter- zugehen; aber es entspricht nicht minder unserer Menschenstärke, kraft unserer Anlage auf die Ewigkeit die Schranken des Augenblicks zu durch- brechen, frei Geist und Mut in die Weite zu führen. Sind wir nicht, wie die Karfreitagsliturgie uns nennt, „ein Volk, zur Ewigkeit berufen“ — *populus ad aeternitatem vocatus*? Einmal werden die zeitlichen Be- haufungen, in denen wir jetzt seufzen und weinen, selbst die unseres Leibes, zusammengefallen sein; niemand weiß zu sagen, wo sie ehemals standen, niemand kennt auch nur ihre Fundamente mehr. Aber dann steht noch, fester als die Berge der Erde, unser ewiges Glück. Einmal wird die Sonne erloschen sein; vereist kreisen die Planeten um die erkaltete Mutter. Aber dann leuchtet und lebt noch unser ewiges Glück. Und wenn Zeit- räume vorübergefutet sind, so lang, daß wir sie jetzt nicht denken können: selig sind wir, als wäre es der erste Tag. Unser Glück — wo ist dann unser Leid? — wird dauern und blühen in Ewigkeit.

Jetzt, wo wir mitten unter den Schäden und Schmerzen der Erde weilen, sind es nur die Stärksten, Weisesten, die für ihre Leiden danken. Und doch verhalten sie allein sich recht; wir andere, Klagenbe sind Schwache, Kurzsichtige. Es verdient in der That Dank, nur Dank, wenn uns der Dienstbote Leid gegeben wird, der uns so Großes wie den ewigen Himmel um so Kleines wie alles Irdische, Ewiges um Zeitliches schafft. Einmal werden wir alle danken. In Klopstocks „Messias“ (XII 713 ff.) sagt Maria, Lazarus' Schwester, nach dem Tode:

Prophetisch Gefühl, das mich oftmals

In dem tiefsten Kummer ergriff: ich würde noch danken —

Schnell mich ergriff und Rettung mir zeigt' in dem Himmel der Himmel:

Danken fürs Elend, für all mein Leiden würd' ich noch danken —

Siehe, nun wirst du erfüllt!

Zum mindesten das erwartet der Himmelsglaube von uns, daß wir Hoff- nung und Geduld bewahren, und daß wir nicht murren. Schwere Prü- fungen führen in hohe Verufe. Hätte ich viele böse Steine in meinem Acker, wüßte aber, wie Meister Eckhart (Das Buch der göttlichen Tröstung [Strauch 17]) meint, das gewiß, daß sie alle sollten in lauter Gold ver- wandelt werden, wahrlich: ie me ich denne steinen hetti unt grosse, ie lieber si mir werint. Gewiß ist schon geduldige Hoffnung schwer. Bei vielen bedeutet sie Heldentum. Sterbende Soldaten liegen verlassen

in kalter Nacht, zerschmetterten Leibes mit wahnsinnigem Schmerz, oder Verschüttete liegen lebendig begraben unter den Trümmern ihres Unterstandes, ihr Stöhnen und Rufen hört keiner — wer von uns ist vermessen genug zu sagen: Das trüge ich willig, das nähme ich ohne Auflehnung aus Gottes Hand? O wie schwer ist es jenen Armen, gut zu sterben, und wie wenig bedenken wir das! Möge der Glaube an den Himmel ihren Seelen nahe sein: nur für den Himmel ist das Leid auf Erden; der Himmel ist alles wert; der Himmel macht alles gut! Das größte Leid soll immer den größten Mut haben. „Stern ist verschieden von Stern an Glanz; so ist es auch bei der Auferstehung der Toten“ (1 Kor. 15, 41 f.).

Leider sind die Monate lange vorüber, wo man rühmen durfte, daß das Kriegsübel den Seelen kaum geschadet habe. Wohin man jetzt kommt, nach dem Norden oder Süden, und wo man mit Menschen spricht, ob im Familienkreis oder auf der Eisenbahn, verzagt klingt immer das eine wieder, als hätte es von Grenze zu Grenze einer dem andern ins Ohr geraunt: Wie kann Gott zuschauen? Die Feldgeistlichen berichten ähnliches von ihren Gemeinden in Waffen, und die Zeitschriften der fremden Länder beschäftigen sich mit den gleichen Zweifeln.

Es ist unseligerweise wahr, daß die Menschen durch den Weltkrieg nie-
erhörtes Weh übereinander gebracht haben. Sollte Gott ihnen in den Arm fallen? Vielleicht, wenn er nicht der Herr des Himmels wäre; wenn er nicht Weisheit und Macht genug hätte, um über alle Begriffe selig zu machen; wenn er nicht mit ewigen Ehren kränzen könnte; wenn er über das Weltleid nicht um Unendlichkeiten erhaben wäre, um es bis zum letzten Seufzer aufzuheben, in tausend Vollendungen und Wonnen umzuwandeln. Klagen wir immerhin über uns, die wir dieses grauenvolle Unheil entfesselt haben; doch klagen wir nicht über den, der die in Schmerzen Treuen krönt und nicht um der Untreuen willen die Treuen ihrer Kronen beraubt. „Kommt, laßt uns anbeten den König der Könige, den Herrn; denn er ist die Krone aller Heiligen“ (Allerheiligensbrevier). Wir wollen in Demut uns beugen, daß einmal siegreich unsere Seelen danken.

Otto Zimmermann S. J.